

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 8

Illustration: [s.n.]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

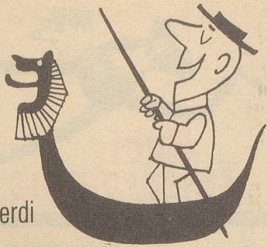
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Limmat Spritzer

Einst im Schauspielhaus

Herbe Worte fallen seit Wochen, beziehungsweise seit Monaten über das Schauspielhaus Zürich. Das heisst, eigentlich dauert das Bemängeln schon wesentlich länger. Zumindest einer der mehr oder minder kompetenten Theaterrezensenten bastelt seit Jahren heftige Premieren-Verrisse, die sich immerhin so lustig lesen, daß sie gut so viel zu lang sein dürfen, wie sie es tatsächlich sind.

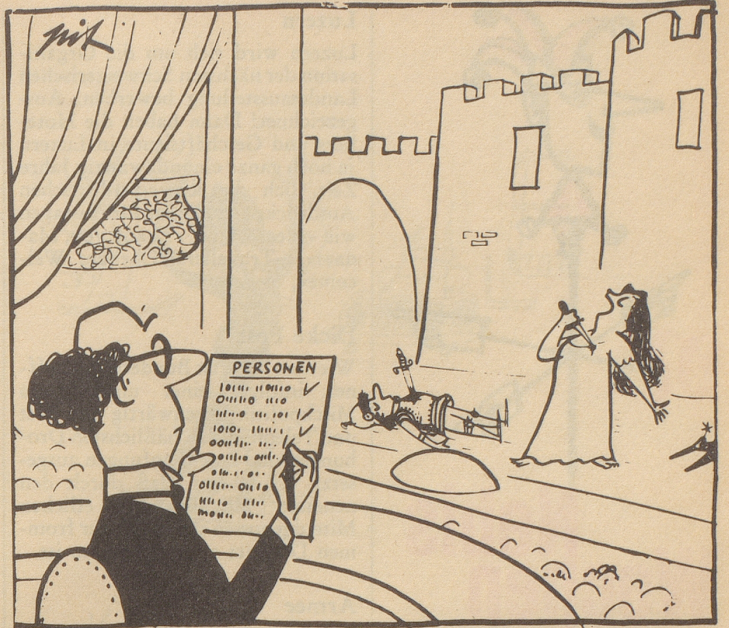
In letzter Zeit aber geht es beim Diskutieren ums Schauspielhaus besonders negativ her und zu, und sobald das Stichwort fällt, gerät mancher Zürcher aus dem Häuschen, sozusagen aus dem Schauspielhäuschen. Der jetzige Direktor tritt im Sommer zurück, der neue Direktor ist schon gewählt: ein Arztsohn übrigens, was diesen und jenen zum Witzeln animiert, das kranke Schauspielhaus bedürfe ja dringend eines Theatermediziners. Ein großes Erbe habe er anzutreten, zu verwalten, zu mehren, der neue Direktor. Ein Erbe jedoch, das nur noch in einer Nachlassstundung erfassbar sei. Ein verbrauchtes Erbe. Blind gebucht habe man seit Jahren auf einen Besitz, der nicht mehr bestanden habe. «Sicher», meldete ein Zürcher Publizist ins Ausland, «man geht noch heute kunstfromm ins Schauspielhaus und holt sich die Träne der sanften Erschütterung für das Nachtkissen. Viel mehr geschieht nicht. Man bleibt beim schönen Schein. Finster ist es geworden im Zürcher Schauspielhaus. Man tastet nach ausgebrannten Sicherungen.» Der neue Direktor müsse den Mut haben für einige Jahre Un-Erfolg. So pessimistisch klingt es. Einst ... ja, es stand in alten Zeiten, das heisst vor ungefähr 130 Jahren, ein Wohnhaus, dann Gasthaus ungefähr dort, wo das gegenwärtig etwas blutarme Schauspielhaus zu finden ist. In Zürich. In Zürich? Nein, damals gehörte dieses Stück

Boden zur selbständigen Gemeinde Hottingen. Ein Heinrich Hürliemann kaufte die Wirtschaft und einen Blätz Boden – für drei Franken der Quadratmeter – dazu, wo er einen Bierpavillon erstellen ließ. Dem Manne Hürliemann lag nicht nur der Bierausschank, sondern auch die Kultur am Herzen. Aus einem Teil des Hauses und aus dem Bierpavillon sollte ein Theater werden. Das heisst: nach einigem Hin und Her mit Behörden klappte es mit der Planausführung. Im Mai 1884 wurde im «Pfaun» tatsächlich ein «Floratheater» eröffnet, mit einem Prolog vom Oberregisseur und einer Gesangsposse «Die Näherin», deren Musik von Millöcker stammte. Am nächsten Tag, einem Sonntag, gingen gleich vier verschiedene Sachen über die neue Bühne, und tags darauf meldete sich schon die Presse mit einigen freundlichen Zeilen sowie dem Wunsche, es möge die Lüftung verbessert werden, damit das Publikum für sein Geld außer dem Stück nicht auch noch ein Schwitzbad zu genießen habe.

Hauptsächlich gepflegt wurde im Floratheater die Operette, wenigstens zu Beginn. Später dann der Abbruch: das Haus wurde abgerissen, ein neues dicht daneben erstellt. Aus dem «Flora» wurde ein «Volkstheater». Es blieb nicht bei Schwänken, Possen und Ähnlichem, sondern es wurde immer auch ein Vorprogramm geboten. Da trat etwa «der dünnste Mann der Welt» auf, also eine Art männlicher Twigg.

Dann kam das neue Jahrhundert und mit ihm ein neuer Name. Man ging jetzt ins «Pfauentheater», genoss vorerst ein paar Kurzfilme, hernach leichte musische Kost. «Man ging» ist etwas viel gesagt. Die High Society machte eher einen Bogen ums Pfauentheater herum. Bis dann Alfred Reucker nach Zürich kam, als Stadttheaterdirektor. Er hatte durchaus nichts gegen Musik und Musiktheater, fand aber, eigentlich müßte man in Zürich auch das Schauspiel pflegen. Nun ja, wurde ihm bedeutet, das ließe sich vielleicht im Pfauentheater machen, wo zur Zeit gar nicht gespielt werde.

Reucker machte sich ans Inspizieren, fand aber im «Pfaun» wenig vor, was ihn an Theater erinnerte, dafür Tische, Gartenstühle sowie Bier- und schnapsfreundige Gäste. Der Besitzer roch Lunte und begann die Hoffnung zu nähren, seine Bude könnte als Theater doch



noch Anklang finden, und nannte sie kurzerhand Schiller-Theater. Aber da drin war so wenig los wie in Friedrich Schillers Geldbeutel, und Reucker bekam das Theater schließlich doch. 1915 führte er «Wie es euch gefällt» auf, und die Unkosten machten nicht einmal 50 Franken aus. Ausstattung und Schauspieler für knapp fünfzig Fränkli: so würde «Wie es euch gefällt» wohl noch heute dem einen und andern Theaterbuchhalter gefallen.

Man kann sich ungefähr vorstellen, was für Honorare Reucker zahlte. Sein Trick war nicht schlecht: er angelte mit gutem Riecher begabte Anfänger, entschädigte sie hauptsächlich durch Hinweise auf ihre Karriere-Chance (zwei Fremdwörter in einem Wort, welch lausiges Deutsch, von mir leichtsinnig in die Schreibmaschine gehackt!). Reucker entdeckte zum Beispiel Paul Hartmann, der mit 19 Jahren ausschliesslich sehr reife Semester von Marquis Posa über Othello bis zum auch nicht mehr jungen Wilhelm Tell spielte, vom weiblichen Zürcher Theaterpublikum innig verehrt, ja vergöttert wurde und möglicherweise zu den Ersten gehörte, die nach der Vorstellung Autogramm-Serien liefern mußte, wie dies vereinzelte Schauspieler in der «Pfaun»-Gegend heute noch tun. Eine Umfrage etwa an der Höheren Töchterschule wird diese Behauptung wohl bestätigen.

Im Ersten Weltkrieg kehrten viele Mitarbeiter Reuckers nach Deutschland und Oesterreich zurück, also in ihre Heimat, die Soldaten benötigte. Reucker, der Unermüdlige, seiner ausgiebigen Proben wegen «Probenalfred» genannt, suchte auf dem Inseratenweg Nachschub. Zum Beispiel: «Zürich, Stadttheater verbunden mit dem Pfauentheater, Jahresverträge mit acht Wochen vollbezahlter Ferien. Absteher finden nicht statt. Das hi-

storische Kostüm wird geliefert. Damen erhalten auch Toilettenzuschüsse.» Zu jener Zeit verdiente – Curt Riess berichtet in einem vierhundertseitigen Band über das Zürcher Schauspielhaus davon – Caruso jährlich schon spielend, beziehungsweise singend eine Million, Charlie Chaplin flotte 40 000 Franken wöchentlich.

Tja, das waren ungefähr die Anfangszeiten des Schauspielhauses und seiner Vorgänger. Gelegentlich ging's dann aufwärts. Alexander Moissi, in französische Kriegsgefangenschaft geratener Fliegeroffizier, wurde in der Schweiz interniert und kam – nach üblichem Präludium mit zuständigen Instanzen – ans Pfauentheater. Elisabeth Bergner wirkte zwei Jahre lang für 250 Franken monatlich mit und erreichte, daß Hölderlins «Antigone» aufgeführt wurde. Nämlich: im zweiten Arbeitsjahr durften die Schauspieler wählen zwischen drei «Benefiz»-Geschenken: 50 Franken in bar, eine Rolle oder ein Lorbeerkranz. Die Bergner wählte eine Rolle; vielleicht mochte sie Lorbeerblätter in der Suppe nicht.

Später, nach einem Zwischenspiel als Boulevardtheater, erlangte das Zürcher Schauspielhaus Weltruf. Daran war nicht zuletzt ein ungefreuter Kerl namens Adolf schuld, dessentwegen zahlreiche ausgezeichnete Theaterleute in die Schweiz emigrierten und in Zürich wirkten. Allerdings wäre es 1938, kurz vor Gründung der Neuen Schauspiel AG, dem Schauspielhaus Zürich, doch noch beinahe an den Kragen gegangen, damals, als die Stadt Zürich zuerst nicht mit finanzieller Unterstützung herausrücken wollte, der Gemeinderat aber – wie ein Blatt wütend schrieb – drei Tage vor der peinlichen Sitzung mit wenigen Worten zugestimmt hatte, «als es sich darum handelte, für eine Bedürfnisanstalt auf dem Bellevueplatz 340 000 Franken auszuwerfen».



Bezugsquellen durch: Brauerei Uster